



**LOTHAR ENGLERT**

# Radbods Schwert

*Historischer Roman*

**GMEINER**





**LOTHAR ENGLERT**  
Radbods Schwert



**LOTHAR ENGLERT**  
**Radbods Schwert**  
*Historischer Roman*

**GMEINER**



Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie  
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag  
Instagram: @gmeinerverlag  
Twitter: @GmeinerVerlag



Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2020 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 075 75 / 20 95 - 0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten  
1. Auflage 2020

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd  
Herstellung: Mirjam Hecht  
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart  
unter Verwendung eines Fotos von: © sergeyklopotov / stock.adobe.com  
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8392-6239-9

Für Mieke





# Der Königsreim

ICH BIN RADBOD, der König der Friesen. Wenn ich nun, an seinem Ende, auf mein Leben zurücksehe, empfinde ich nicht nur Bitterkeit. Nein, auch Stolz. Und Ohnmacht. Weil ich das Schlechte darin sehe und weiß, dass ich es nicht mehr ändern kann. In langen Nächten, wenn ich keinen Schlaf finde, grübele ich und mache mir deshalb Vorwürfe. Meine Frau Hildrud sagt, das sei schon eine Form von Strafe für Fehler, die sie Sünden nennt. Man müsse leiden, um sich zu läutern, damit man an einen Ort dürfe, den die Christen als Paradies bezeichnen. Das ist natürlich blühender Unsinn. Nach dem Tod ziehe ich in Walhall ein. Dort werde ich mit meinen Freunden und anderen Kämpfern sitzen und ewig tafeln.

Ich nenne mich König der Friesen, und das bin ich, aber zugleich bin ich ein Herrscher ohne Reich. Friesland ist besiegt, die Franken haben es sich genommen. Wir haben uns lange gewehrt und tapfer gekämpft, sind ihnen sogar entgegengedogen bis vor die Tore einer Stadt am Rhein, die wohl von den Römern erbaut worden ist. Dort haben wir sie gestellt und geschlagen, in einer großen Schlacht, obwohl sie uns an Kämpfern überlegen waren. Es war nicht die erste, sondern eine in einer Reihe von Kriegszügen und Gefechten. Viele davon haben wir gewonnen, nicht alle, aber sehr wichtige. Doch wir konnten diesen Feind nicht endgültig besiegen. Die Christenpriester pflegen die Lüge als Teil ihres Lebens, nutzen die Unwahrheit als Waffe, und sie lügen, wenn sie behaupten, die

maßlose Kraft ihres Gottes habe uns bezwungen. Tatsächlich waren es unerschöpfliche Reserven der Franken an Kriegern, Pferden und Waffen.

Mir wird berichtet, die Priester der Christen säßen in Häusern aus Stein, die sie Klöster nennen, und schrieben den Gang der Dinge auf geschabte Tierhäute. Dabei nähmen sie es mit der Wahrheit nicht so genau. Mit anderen Worten, sie lügen auch hier. Wir Friesen schreiben nicht auf Tierhäute, und was hätte das auch für einen Sinn? Für wen soll man Geschichten auf Häute malen? Wer soll diese Bilder betrachten? Derlei ist für Kinder und Narren. Bei uns singen die Skalden abends am Feuer, und sie lügen auch. Besonders die Taten eines Königs werden ausgeschmückt, um ihm zu schmeicheln. Bei jeder Wiederholung wird eine Geschichte feuriger, eine Tat tapferer, ein Angriff ungestümer, ein Beuteschatz kostbarer und ein Sieg glorreicher. Von Niederlagen ist überhaupt keine Rede, obwohl es sie gibt. Und dennoch besteht ein Unterschied zu den Christen; unsere Skalden lügen nicht, um zu betrügen, sondern um zu unterhalten.

Trotzdem will ich nicht, dass sie allein meine Geschichte erzählen. Ich habe Radbod auf meinem Schoß, den Sohn meines Sohnes, und ihm erzähle ich. Der Junge ist verständig, seine Augen sind hell, er hört aufmerksam zu. Ich bin sicher, er wird die Geschichte seines Vatersvaters so unter die Friesen tragen, wie er sie erfahren hat: ohne Lügen, als Wahrheit.

Ich lebe in einem kleinen Reich auf der heiligen Insel Fose-teland\*, das die Franken mir gelassen haben. Glückselig bin ich hier nicht, es ist ein schätziges Geschenk, mit dem Hochmut des Siegers achtlos vor die Füße geworfen wie ein Knochen dem Hund. Auch bei mir gibt es einen Christenpriester und ich höre, dass er Zeichen auf Tierhäute malen kann. Der Priester ist da, weil meine Frau es so will. Ich hasse ihn, aber mir fehlt die Macht, ihn zu vertreiben. Der Priester ist jung und kräftig,

---

\* Helgoland

ich bin alt, ich kann kein Schwert mehr führen. Könnte ich es, würde ich ihn töten. Wenn ich ihm sage, er soll verschwinden, dann verneigt er sich und geht. Bis zur Tür. Dahinter tuschelt er mit dem Gesinde und setzt meiner Frau Gespinste in den Kopf. Ich habe ihn ertappt, als er einer Magd an die Brüste fasste. Ich stellte ihn zur Rede, er log und sagte, ich hätte mich geirrt. Ich wusste es besser und verfluchte ihn, aber er blickte mir gerade in die Augen, unbeeindruckt, wie ein Herr seinem Knecht. Ich hasse ihn.

Trotz meines hohen Alters finde ich Frauen noch immer anziehend. Aber diese Kraft nährt sich mehr aus der Erinnerung an frühe Genüsse als durch die Begierde des Fleisches, obwohl es mir auch jetzt noch gefällt, die warme Hüfte einer Frau an meiner Seite zu spüren. Meine erste Frau heißt Hildrud und sie ist die Königin. Sie ist nicht die einzige in meinem Leben geblieben, was ich leichten Herzens einräume. Ich habe die Tochter eines Dänenkönigs zur Frau genommen und auch bei anderen gelegen. Ein Fürst hat für Söhne zu sorgen, möglichst für eheliche. Bleiben diese aus, hat er die Pflicht, andere Lösungen zu finden. Die alten Regeln unserer Ahnen halten den rauen Zeiten dieser Tage nicht stand. Hildrud hat das nie begriffen. Vielleicht auch, weil sie dem Christenglauben schon länger nahestand. Sie ist in ihrer Heimat mit den fremden Priestern in Kontakt gekommen, und das hat ihr nicht gutgetan. Gestern hat sie sich einem Ritus unterzogen, den die Christen Taufe nennen. Ich habe dabei zugesehen, und es war lächerlich. Sie stieg in einen wassergefüllten Bottich und hörte sich die Zauberformeln des Priesters an. Danach tauchte er sie dreimal mit dem Kopf unter Wasser. Als sie wieder aus dem Bottich stieg, klebte das Leinengewand an ihrem alten, ausgemergelten Körper wie eine Fischhaut. Man sah ihre welken Brüste und ihre grau behaarte Scham. Es war wirklich lächerlich.

Der Priester hat sich erdreistet, auch mir die Taufe vorzuschlagen. Ich ging darauf ein, mehr zum Schein. Und um Hil-

drud zu gefallen, denn ich bin jetzt alt und neige dazu, mit dem Herzen zu denken und nicht mit dem Kopf. Ich fragte ihn, ob ich nach meinem Tod meine Angehörigen, Freunde und Kampfgefährten wiedersähe, doch er sagte, die seien an einem Ort, den die Christen als Hölle bezeichnen. »Warum sind sie dort?«, fragte ich ihn. Sie seien dort, weil sie ungetauft gestorben seien, erwiderte er. Damit hat er mich vor einem schweren Fehler bewahrt. Ich bin nicht bereit, im Jenseits auf die Gesellschaft dieser Männer zu verzichten.

Da ist etwas an diesem Glauben, das mich zutiefst abstößt. Der Gott, der an zwei Balken genagelt verehrt wird, verlangt Feindesliebe und hündischen Gehorsam, und beides ist uns Friesen fremd. Unsere alten Götter sind durchtrieben, sie foppen und betrügen uns, wir rufen den Beistand des einen gegen die Umtriebe eines anderen, und so ist es immer gewesen. Man kann sich darauf verlassen, dass sie verschlagen sind. Das zählt für uns mehr als die Lehren eines Gottes, der gegen jede Vernunft zu Dingen aufruft, die aus Männern kriechende Hunde machen. Die Christen beschreiben das Leben als Wanderung von der Geburt bis zum Tod, einen Weg, der in Tugend zu gehen ist, damit man an seinem Ende Erlösung findet. Solche Hirngespinnste haben weder Sinn noch Ziel, es ist, als legte man ein Saatkorn auf nackten Fels, wo es nicht keimen kann. Und das Dasein selbst zeigt ein anderes Bild. Der Mensch ist nie nur gut oder schlecht. Mir sind Männer begegnet, die, ohne zu zögern, Kinder töteten und auch bereit waren, sich sofort für sie zu opfern. Der Henker meines dänischen Waffenbruders Sven Samtauge richtete nicht nur hin, weil sein König es befohlen hatte, sondern auch aus Freude an dem, was er tat. Ich habe denselben Mann in Schlachten erlebt als einen Kämpfer, der sich in Schwerthiebe warf, die Kameraden gegoten hatten. Ich bin in meinem Leben vielen Männern dieser Art begegnet. Der Mensch ist vielfältig in seiner Art und Götterglaube dient nur dazu, die Bestie in ihm zu bändigen. Das ist bei uns

nicht anders als bei den Christen, daran glaube ich. Aber seine Feinde zu lieben, ist barer Unsinn.

Ich schweife ab, es fällt mir immer schwerer, meine Gedanken zu ordnen. Es wird auch schwer mit der Königin, meiner Frau. Hildrud behauptet, ich liebe sie nicht, aber diese Behauptung ist unwahr, denn dazu habe ich zu oft meinen Samen in ihr vergossen, nicht nur aus Lust oder Pflicht, sondern auch aus Neigung zu dieser Frau. Heute muss es ihr genügen, sich daran zu erinnern. Viel mehr kann ein Mann kaum tun, außer gerecht zu seinem Weib zu sein und für seine Kinder zu sorgen.

Mein Schwert ist alles, was mir geblieben ist. Ich habe es mit Stolz geführt, aber jetzt dient es mir nur noch zur Zierde und um mich darauf zu stützen. Früher stützte sich mein Reich auf dieses Schwert, heute mein siecher Körper. Ja, ich bin müde. Ich muss viel ruhen, um Kraft zu schöpfen. Kraft für die Wahrheit, auch wenn sie oftmals bitter schmeckt.

# Vorgesang

ARNULF HATTE DEN SPÄHER schwer geohrfeigt, fast mit der geschlossenen Faust. »Was hast du gesoffen, Mann?«, hatte er gebrüllt. »Und nun werde nüchtern und dann komm wieder!« Doch Radbod hatte ihn harsch zur Ordnung gerufen. Es war ja völlig sinnlos, Leute zu prügeln. Die Zahlen waren übertrieben, falsch übermittelt oder gelogen, wie so oft in diesen Fällen. Deshalb war an den nackten Tatsachen kaum zu zweifeln. Die Franken waren so spät im Jahr noch eingefallen und schoben sich zwischen Rhein und Ems nach Norden vor. Dabei hinterließen sie eine blutige Spur, schonten keinen noch so kleinen Hof, kein Stück Vieh, kein Menschenleben. Alte und Kranke brachten sie um, Junge und Kräftige kamen in die Sklaverei, alles von Wert nahmen sie mit, zurück blieben nur Rauch und Trümmer. Darauf waren die Friesen nicht vorbereitet. Das Heer war schon aufgelassen. Schuld daran war der König selbst. Er hatte gegen Arnulfs Rat die Bauern nach Hause geschickt. Zu früh, hatte der gerügt. »Was sagt dir, dass wir sie noch brauchen?«, hatte Radbod gefragt.

»Mein Gefühl, Herr«, hatte Arnulf geantwortet.

»So. Dein Gefühl. Aha. Gut. Das reicht mir nicht, um sie festzuhalten«, hatte der Fürst dürr beschieden, und nun war das Heer in Winterruhe. Nur die königliche Haustruppe war noch verfügbar, ganze fünfzig Mann, zwar alle gut beritten und bewaffnet, doch damit konnte man nicht in den Krieg ziehen. Aber der war jetzt zu führen, die Franken zwangen

dazu. Wenn man die Meldung des Spähers nüchtern betrachtete, so bestand der feindliche Verband aus etwa zwei Hundertschaften Reiterei. Und seine Führer waren Kriegsleute. Männer, die nichts anderes kannten als das Waffenhandwerk. Auch Söldner, Soldaten, die man für Silber mieten konnte wie ein Fuhrwerk. Jedenfalls keine Bauern oder kleine Handwerker.

»Wir brauchen alle!«, sagte Arnulf, und er hatte recht. Noch am gleichen Abend jagten die Melder los. Nach zwei Tagen war der Großteil des Heeres versammelt und man zog nach Süden. Die Leute waren bedrückt, die plötzliche Änderung machte sie mürrisch, es wollte sich keine Kampfeslust einstellen, obwohl der König sich sehr bemühte, sie aufzumuntern. Auch Arnulf tat sein Bestes. Er hatte für ausreichend Verpflegung gesorgt, und beim Nachtlager gab es heißen Wein. Der war auch nötig, denn das Wetter wurde unwirtlich. Es fiel häufig kalter Regen, viele Nächte waren nah am Frost. Am ersten Abend ließ Radbod den Priester die Runenstäbe werfen, um die Leute zu beruhigen. Er wollte zeigen, dass Wotan den Friesen gewogen war, doch alles wandelte sich zum Schlechten. Langsam und gemessen, mit großem Auftritt, breitete der Gode im Schein des Feuers sein weißes Tuch aus und warf die Stäbe. Von diesem Getue hielt der König nichts, aber es gehörte wohl zum Ritus, bei den Christen und ihrem angegalteten Gott war es ja kaum anders. Also, der Gode genoss es, die erwartungsvollen Augen der Männer auf sich zu spüren, er zog die Sache in die Länge und warf endlich die Stäbe. Sie lagen kaum, als er jäh erbleichte, ehe er sie mit hastigen Griffen zusammenraffte. Viele hatten das gesehen, auf jeden Fall die Leute vorne am Feuer, und es herrschte entsetzte Stille. Dann warf er sie erneut, betrachtete lange ihr Bild auf dem Tuch und las daraus umständlich eine gute Botschaft des Gottes. Noch an diesem Abend nahm der König ihn beiseite. »Was hast du beim ersten Wurf gelesen?«

Der Gode wich Radbods Blick aus, seine Augenlider flatterten. »Gesehen, Herr? Noch nichts«, sagte er, »es war zu früh.«

»Und warum hast du sie dann wieder eingesammelt?«, fasste Radbod scharf nach.

»Aus keinem besonderen Grund, Herr«, antwortete der Mann mit schwankender Stimme. Er log, das spürte man deutlich. Radbod entließ ihn mit einer unwirschen Handbewegung. Der König mochte die Priester nicht. Sie verbogen die Wahrheit nach ihren Wünschen. Es war unredlich, die Zeichen der Götter so oft zu befragen, bis die Antwort zufriedenstellte. Er würde diesen Mann nie wieder die Stäbe werfen lassen. Die Sache selbst beschäftigte ihn. Es stand zu vermuten, dass der erste Wurf eine üble Botschaft Wotans offenbarte. Sollte man deshalb also den Zug abbrechen? Er befragte seine Hauptleute dazu. Alle fühlten sich unwohl, so viel stand fest, ihre verschlossenen, finsternen Gesichter sprachen für sich. Keiner wusste einen Rat, bis auf Arnulf. »Es liegt an ihm, Bruto, dem Goden«, sagte er. »Er war noch nie besonders gut im Runenlesen. Ich glaube sogar, er kann es nicht.«

»Aha«, sagte Radbod ungehalten. »Aber so macht er mir die Leute verrückt. Und was kann er?« Arnulf kniff seine Augen zu schmalen Schlitzen zusammen. Sein Blick wanderte über die Kette der Wachposten. Dann spuckte er saftig zur Seite. »Verdauen. Mit allem, was noch dazugehört, Herr«, knurrte Arnulf. Radbod mochte es nicht, wenn Männer in seiner Gegenwart spuckten, aber er verstand ihn. Arnulf mochte die Priester so wenig wie sein Herr. Auch er hielt sie für ein Übel, über dessen Notwendigkeit zu streiten war.

In dieser Nacht schlief niemand. Der Herr der Friesen ging die Feuer ab und war bei seinen Kämpfern. »Radbod kommt, der König!«, so hörte er sie murmeln, sie standen auf, wenn er zu ihnen trat, aber er bedeutete ihnen, sich wieder zu setzen. »Lasst gut sein, Männer«, sagte Radbod, »ruht euch aus, wir haben harte Tage vor uns.« Er aß, was sie aßen, und trank ihr



Wasser. Sie schätzten seine Anwesenheit und dass er die Entbehrungen des Lagers mit ihnen teilte. Andere Könige schlieften auf Feldzügen in großen Zelten, auch ließen sie eine Bettstatt für sich mitführen, eine Pritsche mit Ledergeflecht und Strohsack, der Sachse machte es so und die Franken, wie man hörte, wohl auch. Radbod nicht. Er legte sich zum Schlafen ans Feuer, wie seine Krieger es taten. Einmal, bei einem Winterfeldzug, hatte man beobachtet, dass er seinen Platz dort bereitwillig für einen Fußkrieger räumte, der soeben durchfrohren von seiner Wache gekommen war.

Radbod wurde oft berichtet, dass sich andere Fürsten darüber lustig machten. Ein Fürst, der sich zu seinen Kämpfern in den Dreck legte, das sei doch Unfug. Herrscher müssten für ihre Untersassen in allem und vor allem fern sein, Abstand halten, so sei es leicht, sie durch Ängste gefügig zu machen. Der König der Friesen hielt das für dumm, sogar für gefährlich. Seine Leute, das wusste er, waren so kaum zu beeindrucken. Treue und Gefolgschaft gewann man durch das eigene Beispiel, vor allem im Krieg. Wie konnte er von seinen Leuten verlangen, wozu er sich selbst nicht bereitfand?

Am nächsten Tag stießen sie auf das Gehöft von Grudd, der neben Arnulf des Königs höchster Gefolgsmann war. Grudd war reich, seine Sippe so alt wie Radbods, darauf wies er gelegentlich hin. Er hielt Sklaven, besaß viele Äcker und Weiden und stellte eine halbe Hundertschaft Reiterei. Mit diesen Kämpfern wollte Radbod sein Heer auffüllen. Auch zu Grudd hatte Arnulf einen Boten geschickt, aber Grudd tat so, als wüsste er von nichts. Oder zumindest nicht genug. Dabei lag sein Hof so nahe am Kriegsgebiet, dass er eigentlich mehr wissen musste als alle anderen. Von Bauern aus angrenzenden Dörfern oder fahrenden Händlern, aber Grudd hatte nichts gehört oder gesehen. Er war schwierig und störrisch. Deshalb hatte Radbod entschieden, Grudds zweitgeborenen Sohn an seinem Hof zu halten. Er blieb dort in Obhut, aber eigent-

lich war er eine Geisel, das wusste jeder. Der Junge sollte dafür sorgen, dass sein Vater gefügig blieb. Grudd hatte seinen Erstgeborenen als Geisel angeboten wie schlechtes Bier, aber der war seit seiner Geburt ein sabbernder Narr. Er würde niemals Grudds Erbe antreten, das war so klar wie die Sonne. Der König hatte seinem Gefolgsmann dieses Angebot deshalb übelgenommen; Grudd zeigte damit, dass er Radbod gleichfalls für einen Narren hielt. Grudd begrüßte seinen Herrn an der Pforte, seine Stirn berührte Radbods Steigbügel, wie es der Brauch war, doch seine Augen blieben hart. »Meine Leute waren schon in Winterruhe«, sagte er mürrisch, aber der Fürst musterte ihn kalt. »Wie meine. Oder glaubst du, sie hätten noch gerüstet zu Pferd gegessen? Das Heer war aufgelassen, Erinnerst du dich?«

Grudd sagte dazu nichts. Er verneigte sich knapp und entfernte sich mit glitzernden Augen. Arnulf räusperte sich. Er riet oft dazu, mit Grudd mehr Geduld zu haben. So auch heute. »Du brauchst ihn, Herr. Und er ist ein guter Kämpfer«, sagte Arnulf. Radbod nickte. »Ich weiß. Und er weiß, dass ich es weiß. Er geht mir halt gegen den Strich«, antwortete er. So war es. Ein Fürst musste seine Waage finden, das rechte Maß zwischen Härte und Sanftmut. Wissen, wann und bei wem Nachsicht angebracht war und wen man zu züchtigen hatte. Bei Grudd fiel es Radbod häufig schwer, geduldig zu sein. Er beobachtete ihn, während er seine Reiter mobilisierte. Manche kamen rasch, weil sie auf seinem Gut hausten, andere mussten aus umliegenden Weilern von der Dreschtenne geholt werden. Offenbar hatte Grudd den Boten Arnulfs angehört, ohne daraus seine Schlüsse zu ziehen. *Wenn* er ihn angehört hatte. Mit anderen Worten, er war ungehorsam gewesen. Dieser Sache würde der König nachgehen, wenn das hier beendet war. Die Sonne stand flach und kraftlos an einem dunstigen Himmel, als Grudd seine Männer schließlich beisammenhatte. Das Heer brach auf und wandte sich nach Süden.

Es war noch hell, als den Friesen drei Tage später plötzlich der Geruch von Brand in die Nase stieg, und dann sahen sie die Rauchsäulen hinter den Hügeln. Wenig später trafen sie auf die ersten Flüchtlinge, Landvolk, eine Familie mit zwei Kindern. Sie zogen einen Karren mit ihrer Habe, viel war es nicht. In ihren Augen stand stummes Entsetzen, und stumm waren auch die Leute. Der Mann wies wortlos auf den Fluss, als verberge sich dort eine schreckliche Wahrheit. Radbod beriet sich mit Arnulf. Die Franken waren durch eine Furt über den Alten Rhein gekommen, das schloss auch er. Grudd kaute auf seiner Unterlippe, er schwieg und trug nichts zu ihrem Gespräch bei. So verzichtete Radbod auf seinen Rat. Sie trieben die Pferde an. Der Brandgeruch nahm zu, er mischte sich mit einem stechenden süßlichen Gestank, den die Krieger sehr gut kannten. So rochen verwesende Leichen.

Radbod verstand die Franken nicht, und ja, er hasste sie. Er war der Fürst der Friesen, aber eigentlich war er Bauer. Seit Jahren musste er ein Leben führen, das er nicht führen wollte. Es war das Leben eines Kriegers. Die Franken zwangen ihn dazu. Dafür hasste er sie. Unbegreiflich war ihm ihr grobes Ungeschick. Sie wollten die friesischen Herzen für ihren mit Dornen gekrönten Gott gewinnen, der angeblich ein Gott der Liebe war. Natürlich war das eine Lüge, noch dazu eine plumpe. Was sie wollten, war friesisches Land. Mit ihrer offenen Brutalität erwiesen sie ihrem Gott einen schlechten Dienst, und das begriff Radbod nicht. Es war ihm ebenso rätselhaft wie ihr Brauch, für ihren Gott Häuser zu bauen, um ihn dort zu verehren. Die Friesen benötigten dazu nur eine Eiche oder einen besonders wichtigen Findling. Und Wotan oder Donar so hinter das Licht zu führen wie die Christen ihren Jesus, wäre ihnen nicht in den Sinn gekommen.

Radbod hatte mit Arnulf schon oft über den Widerspruch im Verhalten der Franken geredet, über den offenen Bruch zwischen Härte und Liebesgäusel. Sie hatten diesen merk-

würdigen Gegensatz von allen Seiten betrachtet, gedreht und gewendet wie einen Heubock in der hellen Mittagssonne, doch sie konnten das Rätsel nicht lösen. »Es ist der Blutrausch der Leute im Gefecht, den wir auch kennen«, hatte Arnulf vermutet, »die Führer vor Ort verlieren die Beherrschung über sich und über ihre Männer. Und dann geschieht es eben.« Für Radbod war das keine schlüssige Erklärung. Sie offenbarte ihm nicht, warum man es nicht damit gut sein ließ, einen Mann, wehrlos oder im Zweikampf, getötet zu haben. Warum man ihn anschließend noch in Stücke hackte, sein Haus verbrannte und seine Frauen und Kinder an Scheunentore nagelte.

Je weiter sie nach Süden kamen, desto stärker wurde der Brandgeruch, er sättigte die Luft und mischte sich mit dem üblichen Gestank des Krieges; Schweiß, Dreck und Angst. Sie trafen auf ein Dorf, das völlig niedergebrannt und zerstört war. Tote sahen sie hier nicht, sie rochen auch keine. Die Leute mussten rechtzeitig geflohen sein. Das änderte sich wenig später, als sie auf einen Weiler stießen, der nur ein paar Hütten umfasste. Hier mussten Köhler gelebt haben, die Vorhut fand in einem nahen Waldstück zwei Meiler, die frisch beschickt waren. Zwischen den Katen war keine Bewegung, nur ein Hund schien dort zu streunen. An einigen Stellen war der Boden mit Blut bedeckt, man sah auch Schleifspuren und Arnulf fand einen abgeschlagenen Arm.

Der König befahl, die Hütten zu durchsuchen. Schon bei der ersten trat Arnulf schnell wieder vor die Tür und winkte mit dem Schwert. »Du wirst es nicht glauben, Herr«, knurrte er mit schiefem Grinsen. Radbod betrat die Hütte. Es dauerte eine Weile, bis sich seine Augen an das dämmerige Licht gewöhnt hatten. Der Raum war klein. In der Mitte war die Feuerstelle, darüber das Abzugsloch im Dach. An den Wänden hatte man umlaufende Podeste angebracht, die als Schlafplätze dienten. Der Viehtrakt war leer, man sah eine kleine Raufe, die mit altem Heu befüllt war. Und dahinter, in der dunkels-

ten Ecke, lagen drei Männer, auf die Arnulf nun mit der blanken Klinge wies. Einer schien schwer verwundet, die anderen waren offenbar unversehrt. Diese beiden erhoben sich jetzt, aber sie zogen ihre Schwerter nicht. Man sah sofort, dass es keine Franken waren. Sondern Sachsen. Und sie waren völlig verängstigt.

»Was tut ihr hier?«, fragte Radbod schroff. Einer der beiden trat einen vorsichtigen Schritt näher. Er war mit einem schweren Hauer bewaffnet, auf dem Kopf trug er einen alten ledernen Helm. Der Verwundete starrte sie aus fiebrigen Augen an. »Wir haben Zuflucht gesucht, Herr«, antwortete der Mann mit brüchiger Stimme.

»Zuflucht? Ihr? In Friesland? Vor wem?«

»Vor den Franken, Herr.« Arnulf spie auf den Boden.

»Was ist mit den Leuten, die hier gelebt haben?«, fasste Radbod scharf nach, aber der Mann zuckte die Schultern. Der König wandte sich an Grudd, der eben in die Hütte trat. »Schafft mir Licht!«, sagte er. Grudd ließ sich eine Fackel reichen. Radbod hob die Klinge, er wies auf den Verwundeten. »Was ist mit ihm?«

»Er ist auf den Tod getroffen, Herr. Schwerthieb. Macht es nicht mehr lange.« Der Gefragte bückte sich und hob das Tuch an, mit dem der Liegende bedeckt war. Es war schmierig und mit Blut durchtränkt, wie sie im Feuerschein erkennen konnten. Der Mann hatte seine Augen geschlossen, er atmete schwer. Die Wunde sah schrecklich aus. Ein tiefer Schnitt, fast wie gerissen, lief quer über die Brust. Jetzt mischte sich der zweite Sachse ein, der bisher geschwiegen hatte. »Wir haben nichts mehr zu essen. Der da, Fildo«, er nickte zu dem auf dem Boden, »hat uns alles weggefressen. Hat gesagt, er will nur noch einmal satt werden, ehe er verreckt. Dabei brauchte er doch nichts mehr, wir aber schon.«

Radbod hatte die Sachsen immer gemieden, auch wegen ihrer rüden Art der Rede, und hier fand er es wieder bestä-

tigt; sie waren grob und ungeschlacht in allem. Er warf Arnulf einen Blick zu und sah ihn knapp nicken. Diese Männer hier, so viel war klar, hatten sich auf Raubzug in Friesland befunden. Wahrscheinlich waren sie dabei von den Franken überrascht worden. Den Schwerthieb gegen Fildo hatte ein fränkischer Krieger geführt, vielleicht auch ein beherzter friesischer Bauer, ehe der selbst sein Leben verlor. Es spielte keine Rolle. Mitleid jedenfalls hatten sie keins verdient. Sie als Geiseln mitzunehmen, lohnte die Mühe nicht, keiner war wohlhabend, das sah man. Mit Sklaven wollte sich Radbod jetzt nicht belasten. Der König stand dem Handel mit ihnen kritisch gegenüber, obwohl er auch in Friesland üblich war. Radbod beschloss, sie töten zu lassen.

»Wie heißt du?«, fragte er den Ersten.

»Darr, Herr.« Der Mann schien sein Los zu ahnen, denn plötzlich flackerte hündische Angst in seinen Augen. »Ihr wart auf Raubzug.« Das war keine Frage, Radbod traf eine dürre Feststellung. Darr widersprach nicht. Er schwieg eine Weile und druckste, ehe er nickte. »Ihr habt Friesen getötet und Beute gemacht.« Darr wollte aufbegehren, doch dann schwieg er finster, der auf dem Boden fing zu röcheln an, während der zweite Mann mit weit aufgerissenen Augen starrte. »Ihr wart nicht allein«, fuhr der König gnadenlos fort. »Wo sind die anderen, wo ist eure Beute?« Nun begann Darr zu reden, er wurde immer schneller, ganz so, als ließe man ihm keine Zeit, sich zu rechtfertigen. Sie seien neun gewesen, alle beritten. Aus Unachtsamkeit seien sie auf die Nachhut der Franken gestoßen, seien förmlich in sie hineingestolpert, die Franken hätten sie sofort angegriffen. Dabei hätten sie sechs Gefährten verloren, auch alle Pferde. Zu dritt seien sie geflohen, Fildo schwer verwundet, und hätten in diesem Kotten Unterschlupf gefunden. Der Kotten sei leer gewesen, das schwöre er auf alle Götter. Und bis zu dem unglücklichen Treffen mit den Franken hätten sie nur ein friesisches Dorf überfallen, nur eins, und dort

hätten sie ein paar Stücke Silber genommen, kein Leben, nicht einmal das eines Hundes.

»Es war die Nachhut, nicht das Hauptheer?« Das Hauptheer hätten sie zwei Tage zuvor nach Süden reiten gesehen, sagte Darr, deshalb seien sie ja so arglos gewesen. Mit einer Nachhut habe keiner mehr gerechnet.

»Wo ist das Silber?«, fragte Radbod.

»Die Franken haben es.«

»Und die fränkische Nachhut?«

»Ist nach Osten abgeschwenkt, Herr. Auf die bewaldeten Hügel zu.«

»Wie stark?«

»Etwa dreißig Reiter, Herr. Alle gut beritten und bestens bewaffnet«, gab Darr eilfertig zurück, er klang beflissen, nach Hoffnung, ganz so, als könnte er sein Schicksal mit guten Antworten günstig stimmen. Der König sah Arnulf und Grudd an und nickte, dann verließ er die Hütte. Danach hörte man nicht viel, zwei oder drei Töne wie Schmatzen oder Schluchzen, eher es wieder still wurde. Die beiden Männer folgten wenig später, ihre Klingen hingen sauber an den Gürteln, auf Grudds Stiefelspitzen sah man einen Spritzer Blut. Er bemerkte es auch und warf eine Handvoll Erde darauf, die er mürrisch mit dem anderen Stiefel abwischte. Man kannte Grudd nur übellaunig und mürrisch, andere Gemütszustände kamen bei ihm nicht vor. Die Sonne stand schon tief, als sie schließlich auf die Feinde trafen. Grudd war mit Teilen seiner Truppe als Vorhut vorausgeritten, kam zurück und meldete, die Franken lagerten in einem nahen Waldstück. Sie kochten ab, man könne es riechen, und zwischen den Bäumen sei Feuerschein.

»Posten?«, fragte der König, aber Grudd schüttelte mürrisch den Kopf.

»Keine. Sie müssen sich vollkommen sicher fühlen.« Radbod warf Arnulf einen langen Blick zu. »Klingt einfach«, sagte der

lakonisch, und das tat es wirklich. Sie saßen auf. Grudd führte sie vorsichtig an den Waldrand. In der Dämmerung sahen sie die Feuer der Franken, rochen den Duft von Gebratenem, hörten auch sorglose Stimmen. Sie sickerten zwischen die Bäume in den Wald ein und pirschten sich bis an das fränkische Lager. Darr hatte die Wahrheit gesagt. Es war die feindliche Nachhut. Die Franken zählten knapp dreißig Mann. Ihre Pferde hatten sie abseits zum Grasen geführt, zwei oder drei Jungen hockten dabei und bewachten die Tiere. Es wurde gezecht, die Stimmung war gelöst. Die Friesen hatten alles gesehen und zogen sich behutsam zurück. »Sieht leicht aus«, sagte Arnulf dürr, als sie wieder am Waldrand standen. Grudd nickte mürrisch und der König sah es ebenso. Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, das Schwert nicht vor dem ersten Streich, den Met nicht vor dem Trunk, die Jungfrau nicht vor der Brautnacht. Es gab noch eine Verwicklung, die ohne Grudd und seine Reiter übel ausgegangen wäre. Denn in einem Punkt hatte der Sachse Darr geirrt. Oder gelogen. Die fränkische Nachhut hatte sich geteilt. Eine zweite Truppe lag tiefer im Wald. Sie war so stark wie die erste, doch ihr Führer war klüger gewesen, er hatte berittene Posten am Waldrand aufziehen lassen.

Grudd war in dieser Nacht sehr umsichtig. Er bemerkte die Wachposten und machte sie unschädlich. Dann ließ er absitzen und die Pferde am Zügel durch den Wald führen. Seine Friesen waren wie nächtliche Raubtiere auf der Jagd. Erst an der Lichtung gingen sie wieder in die Sättel und griffen die zweite Nachhut sofort an. Stumm und verbissen taten sie ihre Arbeit, bis alle Franken tot waren, doch davon erfuhr Radbod erst später.

Der König ließ abwarten, bis die Nacht hereingebrochen war, und dann rückte das Heer zu Fuß vor. Die Pferde blieben unter Bewachung zurück, nur Grudd sollte mit seiner Reiterei auf der Südseite stehen, um Flüchtende abzufangen. Radbod wollte sie alle haben, jeden Mann, die Franken sollten eine Lektion lernen, die niemand überlebte. Sie sollten



erfahren, dass die Friesen ihre Überfälle nicht ungestraft dulden wollten. Das Gefecht war so leicht, wie Arnulf vorhergesagt hatte. Es war eher ein Schlachten. Nur wenige der Franken konnten noch zu Waffen greifen, die meisten starben in ihren Decken und Fellsäcken. Ihre Pferde, Waffen und alles von Wert ließ Radbod einsammeln. Viele trugen Kreuze aus Silber oder Amber um den Hals, auch die wurden zur Beute. Einige wertlose Holzkreuze hängte Radbod an einen Baum, darüber ritzte er die Othalarune in den Stamm, und seine Krieger schlugen ihre Klingen an die Schilde. Die Leichen ließen sie den Wölfen und den Raben. Der Tag dämmerte schon, als die Friesen sich vor dem Waldstück sammelten. Sie hatten nur wenige Männer verloren. Im frühen Licht stand Grudd bei seinen Leuten. Seine Stiefel schimmerten rötlich und das Schwertgehenk war voller Blut.

»Was ist das?«, fragte Radbod.

»Fränkisches Blut«, gab Grudd knapp und mürrisch zurück. Das Wort *Herr* wollte ihm nicht über die Lippen, das kannte der König schon und er nahm es hin, solange Grudd gehorsam war. Und dann berichtete Grudd. Er tat es mit dünnen Worten, ganz so, als redete er von einer Sache, die ihm widerlich war. Dabei stockte er oft und wischte sich über die Stirn, wie jemand, der nach Worten suchte. Es schien fast so, als läge ihm daran, die ganze Sache herunterzuspielen. Aber es war ein blutiges Gefecht gewesen, das stellte sich bald heraus, und ohne Grudds Umsicht und Tatkraft wäre wohl alles übel ausgegangen. Radbod ließ ihn reden. Am Ende lobte er ihn und schenkte ihm einen silbernen Ring, den Grudd wortlos einsteckte. Erst auf dem Heimweg fragte Radbod ihn nach dem Boten, den ihm Arnulf geschickt hatte.

»Was hast du getan, als er dir die Meldung brachte?«

Grudd schwieg lange mit verdrießlicher Miene. Dann sagte er: »Ich konnte sie nicht glauben.«

»Du konntest sie nicht glauben?«

»Ich hielt sie für das übliche Bauerngewäsch«, gab Grudd knurrend zurück. Radbod schüttelte den Kopf und gab seinem Pferd die Sporen. Es war schwierig mit Grudd.

Arnulf grinste nur dazu, aber seine Botschaft war bedeutender. »Wir schaffen es nicht allein«, sagte er finster. In diesem Augenblick hatte er viel von Grudd. Radbod nickte. Die Friesen brauchten Waffenbrüder. Seine Gedanken waren bei dem vergangenen Kriegszug. Dieses Mal war alles gut gegangen. Sie hatten nur wenige Männer verloren, die jetzt im Wald unter Steinen lagen, hatten Beute gemacht und Feinde getötet. Radbod machte diese Reihenfolge bewusst, denn kein Fürst ging bedenkenlos in ein Gefecht. Es kostete in der Regel Krieger, und die waren wertvoll, man pflückte sie nicht vom Baum. Erst danach kamen die Beute und der getötete Feind. Aber die Friesen sahen sich einer Gefahr gegenüber, die sie alleine nicht bestehen konnten.

# *Hobes Lied*

## *1. Vers*

ES WAR EIN DÜSTERER TAG. Die Wolken hingen tief, und als sie in einen lichten Hain aus Steineichen eintauchten, stieg ihnen schwerer Verwesungsgeruch entgegen. Es blieb keine Zeit, nach Leichen zu suchen, und die Friesen wollten auch keine sehen. Sie hatten die Augen noch voll davon. Beim Ritt durch die Furt waren sie ihnen um die Beine geschwommen, nackt, mit aufgedunsenen Bäuchen, dazwischen abgetrennte Gliedmaßen, es war nicht leicht gewesen, die Pferde durch das Wasser zu treiben. Sie trafen die Sachsen in einem ihrer finsternen Wälder westlich der Wümmе. Ihre Spähposten hatten man nicht gesehen, aber sie waren da, das wusste jeder. Sie hockten im Dickicht der Sträucher und Bäume, die den Hellweg säumten. Man hatte den Friesen sicheres Geleit versprochen, und bis jetzt war alles gut gegangen, aber Radbods Männer waren unruhig. Einem Sachsen zu trauen war dumm. Er lächelte dich an, ehe er mit der Klinge zustieß. Sie waren also auf der Hut, die Augen fest auf das Gehölz gerichtet. Und doch erspähten sie keinen von ihnen.

Es dämmerte schon, als sie angerufen wurden. Sie sahen den Mann vorher nicht, aber sie rochen ihn. Der Posten hockte in einer Baumkrone. Er war ganz in ein Bärenfell gehüllt, jedenfalls sah es so aus. Der Kerl hielt einen wuchtigen Eschenbo-

gen in den Händen. »Bis zur nächsten Lichtung. Da anhalten!«, knurrte er in einer Sprache, die kaum zu verstehen war. Sie antworteten nicht darauf, sondern gaben ihren Pferden die Sporen. »Warum stinken die Sachsen eigentlich so?«, knurrte Arnulf übellaunig.

»Damit du jetzt was zu fragen hast. Halte die Augen offen!«, gab der König ebenso kurz angebunden zurück. Arnulf war ein Grübler; er brachte es fertig, in dieser Lage über stinkende Sachsen nachzudenken. Aber im Kampf war er schlicht fürchterlich, ein schrecklicher Gegner mit dem Schwert, Radbod war froh, ihn bei sich zu haben.

Auf der Lichtung gloste ein kleines Feuer, auch das rochen sie, ehe sie es sahen, es lag in einer Mulde. Sonst war der Platz leer. Sie blieben in den Sätteln und warteten. Es dauerte eine Weile, bis ein einzelner Mann zwischen den Bäumen auftauchte. Er trug ein Bündel Holz über der Schulter und ging zum Feuer. Zog dort ein paar Hände Werg aus der Hose und warf es in die Glut. Wartete, bis die Flammen leckten, legte mit den Scheiten nach. Nach einer Weile brannte das Holz hell, und der Kerl verschwand wieder zwischen den Bäumen, ohne sie auch nur eines einzigen Blickes gewürdigt zu haben. Dann ertönte der Ruf eines Waldkauzes, während die Sachsen auf die Lichtung traten. Es waren dreizehn, so wie die Friesen, die Glückszahl, auf die sie sich geeinigt hatten. Auch die Sachsen trugen ihre Schilde auf dem Rücken und ihre Schwerter unter den Umhängen, und einer hielt einen Birkenzweig, so wie Arnulf, der seinen jetzt unwillig zu Boden warf. Er hatte ihn auf Radbods Befehl gehalten, um zu zeigen, dass sie in friedlicher Absicht gekommen waren. »Warum ich, Herr?«, hatte Arnulf mürrisch gefragt, und der König hatte ihm mit einem Lächeln geantwortet. »Dir glaubt man die Friedfertigkeit noch am ehesten«, hatte er gesagt, und die anderen hatten gelacht. »Sollte dann nicht Grudd den Zweig tragen?«, hatte Arnulf spöttisch nachgehakt, aber der hatte ein Knurren abgesondert wie ein Wolf vor dem Biss.

Die Sachsen näherten sich im leichten Trab. Der Fürst ritt in der Mitte, nur er trug einen Helm. Er glänzte in der Dämmerung, einer seiner Leute musste ihn lange mit grobem Sand gescheuert haben. Am Feuer hielten die Sachsen an. Widukind hatte ein hartes Gesicht. Seine Augen lagen tief, sie wurden durch buschige Brauen überschattet. Auf den Wangen leuchteten tätowierte Runenzeichen, wie es bei den Sachsen üblich war. Der Mantel war aus feiner Wolle von dunklem Blau, den Saum zierten weiße Streifen. Jetzt sah man auch den dünnen Reif aus Bronze am Helm. Sein Bart war gepflegt, er teilte sich auf der Brust und endete in Zöpfen, in die silberne Ringe eingeflochten waren. Der Sachse öffnete den Mantel und zeigte den Griff seines Schwertes. Er nahm den Helm ab und hängte ihn über das Sattelhorn. Dann nickte er knapp. »Du wirst kahl, Bruder«, brach Radbod das Schweigen. Widukind knurrte nur und stieg vom Pferd. Alle anderen folgten ihm. Das Feuer brannte hell, als sie sich nun dort niederhockten.

Radbod musterte den Sachsenkönig. Sie waren sich schon früher begegnet, zuletzt beim Thing auf den alten Heerfeldern an der Hunte, er fand ihn unverändert. Grimmig, stets in Argwohn, sprunghaft wie ein Wolf vor dem Biss. Jetzt sah der Frieser die sächsischen Krieger an. Einige kannte er, andere nicht. Seinen Sohn, der ebenfalls Widukind hieß, hatte der Fürst der Sachsen daheim gelassen. Aber Attekind war darunter, sein Feldhauptmann, und Dragurd, von dem bekannt war, dass er seinem Herrn den Schlaf schützte. Radbod sah diese dreizehn Sachsen vor sich, aber er wusste, sie waren nicht allein. Mindestens eine Hundertschaft steckte im Wald, und wenn die Sache schiefging, dann wäre es um die Friesen geschehen. Niemand von ihnen käme mit dem Leben davon, mindestens aber verlöre er seine Freiheit, fände sich auf einem Sklavenmarkt wieder. Trotzdem hatten die Friesen keine Angst. Und wenn man Angst hatte, durfte man sie nicht zeigen. Nicht einmal riechen durfte man sie. Tritt einem Sachsen mit Furcht entgegen, und

du bist verloren. Er wird sie für seine Zwecke nutzen, sofort, ohne zu zögern, am liebsten mit dem Schwert.

Warum hatte Radbod sich auf dieses Wagnis eingelassen? Aus blanker Not. Jeder kannte die Lage. Die Franken drängten von Süden, sie räuberten, plünderten und versteckten sich dabei hinter einem Kreuz, an dem ein Angenagelter hing, den sie anbeteten. Sie nahmen Land, überfielen Dörfer und raubten Frauen und Kinder, und das taten sie nicht nur in Friesland, sondern auch in Sachsen. Auch die Sachsen waren in Not. Also war dies kein Wagnis, sondern dürre Vernunft. Die Friesen waren hier so sicher wie hinter heimatlichen Schanzen und Wällen. Zumindest glaubten sie das.

Widukind streckte die Beine, seine Hand lag auf dem Schwertgriff. »Aha. Ich werde also kahl. Willst du mich foppen? Was kümmert dich mein Haar, Radbod?«, knurrte er. »Sorge dich lieber um deine Zähne.« Arnulf ließ ein leises Glucksen hören, von Grudd kam nichts, er schwieg mürrisch. Radbod grinste, um zu zeigen, dass der Sachse recht hatte. Schon früh waren dem Friesenkönig Zähne ausgefallen, nicht viele, aber einige. Was geblieben war, reichte noch eben hin, um das Fleisch zu beißen.

»Vergib mir. Ich habe unbedacht gesprochen«, sagte Radbod.

»Das hast du«, sagte Widukind. Auch er grinste jetzt breit, und das Grinsen setzte sich fort, es lief durch die Reihen seiner Leute. Man sah in viele schwarze Münder, einige mit braunen Stummeln und anderen kümmerlichen Resten, aber die Zähne des Sachsenfürsten glänzten wie Schnee in der Sonne. »Wir haben vor drei Tagen einen Trupp Franken abgefangen«, sagte der Sachsenfürst, es klang, als wollte er sagen: Wo bleibt euer Beitrag? »Späher. Beritten. Sie waren dabei, sich an Vieh zu vergreifen. Wir haben sie überredet, es sein zu lassen.«

Attekind wurde genauer. »Wir haben sie abgeschlachtet«, knurrte er, »und danach in handliche Stücke gehackt.« Arnulf regte sich. Man sah seine geballten Fäuste und fühlte seine